



**JAKOB
WASSERMANN
LITERATUR
PREIS**

**Reden zur
Preisverleihung 2008 an
ROBERT SCHOPFLOCHER**



Verleihung des Jakob-Wassermann- Literaturpreises 2008 an

ROBERT SCHOPFLOCHER



Inhalt

Über Jakob Wassermann	4
Programmablauf der Preisverleihung	5
Robert Schopflocher – Biografisches	6
Ansprache von Oberbürgermeister Dr. Thomas Jung	8
Laudatio von Prof. Dr. Gunnar Och	12
Persönliche Dankesworte von Robert Schopflocher	19
Dankrede von Robert Schopflocher	20
Der Jakob-Wassermann-Literaturpreis: Richtlinien und Kuratoriumsmitglieder	30



Über Jakob Wassermann, den großen Romancier

Jakob Wassermann wurde am 10. März 1873 als Sohn eines jüdischen Gemischtwarenhandlers in Fürth geboren und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Der Vater schaffte es als glückloser Geschäftsmann nicht, die Familie ausreichend zu versorgen. Als dann auch noch die schöne und geliebte Mutter früh starb, nahm eine herzlose Stiefmutter ihren Platz ein, die die Kinder aus erster Ehe nur als nutzlose Esser betrachtete. Eine trostlose Kindheit, die Wassermann prägte und von der er später unter anderem in seiner autobiografischen Schrift „Mein Weg als Deutscher und Jude“ erzählte. Deshalb zog es ihn bereits früh, mit 16 Jahren, fort aus seiner Geburtsstadt.

1895 wurde er Sekretär des Schriftstellers Ernst von Wolzogen in München und ein Jahr später Redakteur beim „Simplicissimus“, in dem erstmals Gedichte und Erzählungen aus Wassermanns Feder erschienen. Von 1898 an lebte er in Wien und von 1923 an in Altaussee (Steiermark), wo er am 1. Januar 1934 starb.

Wassermann war sehr produktiv. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zählte er zu den meistgelesenen deutschsprachigen Autoren. Romane wie „Das Gänsemännchen“, „Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens“ und „Der Fall Maurizius“ waren in

nahezu jeder literarisch interessierten Familie zu finden. Der Freund von Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal und Thomas Mann war ein exakter Schilderer von Menschen und ihrer psychischen Strukturen, der gesellschaftlichen Situation seiner Zeit, besonders aber auch des jüdischen Lebens. Und er war ein überaus exakter Rechercheur, dessen historische Werke wie das 1929 entstandene Portrait über „Christoph Columbus“ auch heute nichts von ihrer Bedeutung verloren haben.

„Jakob Wassermann ist der Romancier von Geblüt. Hätte es vor ihm den Roman nicht gegeben, er wäre der Mann gewesen, ihn zu erfinden. (...) Der Roman behauptet bei ihm seinen volkstümlichsten Sinn, Spannung, Geheimnis, Enthüllung, großer Aufbau, die Befriedigung durch deutliche Handlungen; – und in dem allen schlägt fortwährend ein Herz, wacht immer ein menschlich bemühter Geist und offenbart sich ein herrlicher Dichter.“

Heinrich Mann

Wassermann war kein in erster Linie politisch denkender Mensch. Dennoch nahm er die gesellschaftlich relevanten Strömungen und Veränderungen durchaus wahr und sah den Entwicklungen mit Besorgnis entgegen.

Im Gegensatz zu seinen Zeitgenos-

sen ist Jakob Wassermann seit langem – eigentlich unverständlich – in den Hintergrund getreten. Sein wertvolles wie umfangreiches Werk, das zu Lebzeiten internationale Anerkennung fand, und die Person Wassermanns verdienen eine neue, starke Aufmerksamkeit.

Seit 1996 wird deshalb der Jakob-Wassermann-Literaturpreis an deutschsprachige Autorinnen und Autoren verliehen, deren Werk dem literarischen Schaffen Jakob Wassermanns gerecht wird und der Förderung von Humanität, Toleranz und Gerechtigkeit verpflichtet ist.



Programmablauf der Preisverleihung am 9. März 2008 im Stadttheater Fürth

Jamaica Bay Nign
(Musik: trad./
Text: Markus Milian Müller)
Carnavalito
(Musik: trad./Text: Abrasha Levin)

**Begrüßung und Ansprache:
Oberbürgermeister
Dr. Thomas Jung**

**Laudatio:
Prof. Dr. Gunnar Och**

Basavilbaso
(Musik und Text: Javel Katz)

**Ehrung:
Oberbürgermeister
Dr. Thomas Jung**

Eintrag ins Goldene Buch

**Dankrede:
Robert Schopflocher**

Sa Mekhaye (Nikolaev)
(Musik: Markus Milian Müller/
Text: Markus Milian Müller und Tomasz
Rokosz)



Die musikalische Ausgestaltung übernahm
das Trio der Global Shtetl Band.



Robert Schopflocher – Biografisches

14.4.1923 Geboren in Fürth

1933 Auf Grund des „Arierparagraphs“
Ausschluss aus Humanistischem Gymnasium

1934-1937 Schüler des Jüdischen
Landschulheims Herrlingen bei Ulm

1937 Auswanderung nach Argentinien.
Besuch der Pestalozzi-Schule in Buenos
Aires

1939 Eleve auf einer Obstfarm in Rio Negro
(Nordpatagonien)

1940-1944 Landwirtschaftsschule in
Córdoba

1944-1951 Agronom und Verwalter diverser
Baron-Hirsch-Siedlungen (Jewish Coloniza-
tion Association); Syndikus der dort ansässi-
gen Genossenschaften

1947 Heirat mit der Psychologin Ruth de
Levie

1951 Übersiedlung nach Buenos Aires.
Eintritt in väterliche Firma. Ehrenamtliches
Mitglied des Verwaltungsrats der Asociación
Filantrópica Israelita



Literaturpreise:

- 2000: 3. Literaturpreis der Stadt Buenos Aires für „Extraños Negocios“
- 1997: Ehrenscheife der S.A.D.E. (Argentinischer Schriftstellerverband) für „Extraños Negocios“
- 1982: Preis der Stiftung „Eligio González Cadavid“, für das Theaterstück „Las Ovejas“
- 1981: Ehrenscheife der S.A.D.E. für den illustrierten Erzählungsband „Fuego Fatuo“
- 1980: Preis der A.M.I.A. (Dachorganisation der jüdischen Gemeinden von Buenos Aires) für das Theaterstück „El Manto del Profeta“
- 2008: Jakob-Wassermann-Literaturpreis der Stadt Fürth

Bücher in spanischer Sprache

- „Fuego Fatuo“, mit 10 Originalholzschnitten des Autors (Erzählungen, 1980)
- „Ventana Abierta“ (Erzählungen, 1983)
- „Acorralado“ (Novellen, 1984)
- „Las Ovejas“ (Theaterstück, 1985)
- „Mundo Fragil“ (Roman, 1986)
- „Venus llega al Pueblo“ (Erzählungen, 1987)
- „Extraños Negocios“ (Roman, 1996)

Bücher in deutscher Sprache

- „Wie Reb Froike die Welt rettete“ (Erzählungen, 1998)
- „Eine Kindheit“ (Autobiografische Skizzen, 1998)
- „Wahlheimat und Heimatwahl“ (Vortrag, 2002)
- „Fernes Beben, Erzählungen aus Argentinien“ (2003)
- „Spiegel der Welt“, (Erzählungen, 2006)

Mitherausgeber der biografischen Triologie „Wir wollen den Fluch in Segen verwandeln – ein jüdisches Familienporträt 1867-2005“ (2007)

Mehrere Fachbücher und verschiedene Ausstellungen in Buenos Aires, Santiago de Chile, Hamburg und Bonn.

Verschiedene Vorträge und Lesungen in u.a. Argentinien, Deutschland, der Schweiz und den USA (Geschichte und zeitgenössische deutsche Literatur)

Freie Mitarbeit bei Zeitschriften und Tageszeitungen



Ansprache von Oberbürgermeister Dr. Thomas Jung

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich begrüße Sie sehr herzlich zu einer ganz besonderen Veranstaltung hier in unserem schönen Stadttheater. Morgen jährt sich der Geburtstag des großen Schriftstellers Jakob Wassermann zum 135. Male. Die Stadt Fürth vergibt seit 1996 einen nach dieser großen Persönlichkeit benannten Literaturpreis, um die Erinnerung an den bedeutenden Erzähler zu pflegen, der in dieser Stadt geboren wurde. Die heutige 7. Auszeichnung erhält zum ersten Mal ein Kollege Jakob Wassermanns, der ebenfalls hier in der Kleblattstadt geboren wurde.

Im Namen der Stadt Fürth heiße ich Herrn Robert Schopflocher sehr herzlich in seiner Geburtsstadt willkommen.

Ein herzlicher Gruß gilt natürlich auch Ihrer Gattin Ruth, Ihren Kindern, Familienangehörigen, Freunden und persönlichen Gästen.



Herzlich willkommen heiße ich als Laudator Herrn Professor Dr. Gunnar Och, der zugleich Mitglied der Jury ist, sowie die anderen Jurymitglieder.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wer einmal Heimat kennen und lieben gelernt hat, der trennt sich von ihr nur ungern. Groß ist die Trauer, das einst Vertraute verloren zu haben. Noch schlimmer ist es, wenn das „Ade“ zur Heimat kein freiwilliges war, wenn es erzwungen wurde oder der Aufbruch einer hastigen Flucht glich. Viele Menschen, die dieses Schicksal erdulden mussten, litten ein Leben lang unter dem Gefühl der Heimatlosigkeit. Sie sehnten sich nach einer Landschaft, in der sich ihre innere wie äußere Persönlichkeit hätte versöhnen können.

Der 1873 in Fürth geborene Schriftsteller Jakob Wassermann war so ein heimatloser Mensch. Ihm, dem das Vertraute und Schöne, sein Kindsein und die Zuneigung der geliebten Mutter durch deren Tod sehr früh genommen wurde, ihm wurden heimatliche Gefühle fortan fast unmöglich gemacht. Er flüchtete sich ins Schreiben, in die Welt der Phantasie. Mit 16 Jahren dann flüchtete er abermals – weg vom herzlosen Vater und der ungeliebten Stiefmutter, weg aus der Stadt, die ihm keine Entwicklung zu bieten schien. Und später dann, als die antijüdische Hetze und nach der Machtergreifung Hitlers der offene Judenhass immer stärker wurden, da durfte Wassermann auch im übertragenen Sinne keine Heimat mehr haben. In der Neujahrsnacht 1933/1934 starb Jakob Wassermann im Alter von 60 Jahren in seinem Haus in Altaussee in der Steiermark.

Diese Erfahrungen, auf Grund seiner Religion unerwünscht, verhasst und verachtet zu sein, hat auch der in Fürth geborene Robert Schopflocher als Kind machen müssen. Dabei verlobt der Junge anfangs das, was man eine schöne



Kindheit nennen würde: Die Eltern gehörten zum liberalen und vermögenden Bildungsbürgertum, schätzten schon aus Lokalpatriotismus die Werke Jakob Wassermanns, man verkehrte in den so genannten besseren Kreisen und lässt dem Sprössling relativ viele Freiheiten. Das Haus, in dem die Familie wohnte, Königswarterstraße 52, das gehörte zu den prächtigsten in der eh schon prächtigen Straße. Robert Schopflochers Kindheit könnte man also gut und gerne als „heimelig“ bezeichnen.

Aber es bleibt nicht dabei: Robert Schopflocher erinnert sich, ich zitiere: „Anfang der dreißiger Jahre war es, dass ich als ABC-Schütze nach und nach das von außen auf mich eindringende Grauen zu spüren bekam, welches meine Heimat für die jüdische Minderheit parat hielt.“

Im April 1937, also gut eineinhalb Jahre vor der Pogromnacht, kapituliert die Familie vor den immer stärker werdenden Anfeindungen und Ausgrenzungen: Die Familie flieht mit dem 14-jährigen Robert nach Argentinien, wo die Schopflochers zunächst in Buenos Aires leben – zusammen mit bis zu 40 000 deutschsprachigen Juden, Emigranten wie sie selbst.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, die Bedeutung eines Menschenlebens kann man nicht messen. Man kann nicht sagen: Der ist wertvoller gewesen als jener. Die einzige Antwort, die wir als Bürgerinnen und Bürger einer freiheitlich demokratischen Grundordnung haben, lautet: Jeder Mensch ist ausgestattet mit ihm eigenen Gaben und Talenten, jeder ist auf ganz individuelle Art und Weise wertvoll. Die Nationalsozialisten haben Deutschland gleich millionenfach um menschliche Schätze gebracht. Um Menschen, die der Welt etwas zu sagen gehabt hätten. Die mit ihren Fähigkeiten hätten beitragen können,

unseren Erdball ein Stück besser, gerechter und menschlicher zu machen.

Wenn die Stadt Fürth heute den Jakob-Wassermann-Literaturpreis an Robert Schopflocher verleiht, dann geht es zum einen darum, die Erinnerung an einen großen Literaten am Leben zu erhalten bzw. wieder neu aufleben zu lassen. Doch die Erinnerung ist nur ein Aspekt. Wassermann hat den erfahrenen Antisemitismus in einen wortgewaltigen Aufruf zu mehr Gerechtigkeit, Toleranz und Humanität verwandelt. Trotz schwieriger Umstände, so seine feste Überzeugung, ist es möglich, Mensch zu bleiben und menschlich zu handeln. Unrecht und Missstände müssten beim Namen genannt, dürften nicht verschwiegen werden.

Diesem Anliegen Rechnung zu tragen, das ist der zweite gewichtige Aspekt des höchstdotierten Preises der Stadt Fürth. In diesem Jahr ist die Wahl auf den 1923 in Fürth geborenen Robert Schopflocher gefallen. Und wer sich genauer mit seinem Leben und schriftstellerischen Werk befasst, der wird schnell erkennen, dass die Jury eine gute und richtige Wahl getroffen hat.

Lieber Herr Schopflocher, im Namen der Stadt Fürth und auch persönlich gratuliere ich Ihnen recht herzlich zur Auszeichnung mit dem Jakob-Wassermann-Literaturpreis 2008!

Die Umstände in Ihrer neuen Heimat Argentinien sprachen eigentlich zunächst nicht für ein mutiges Aufbegehren. Denn Sie waren und sind nicht nur ein Zeuge, der authentisch über die Verbrechen der Nationalsozialisten berichten kann, sondern Sie haben auch die Schreckensherrschaften wechselnder Militärdiktaturen in Argentinien erlebt – und schreibend verarbeitet. Dabei wandten Sie sich eigentlich erst spät, im Alter von 57 Jahren, der Belletristik zu. Zuvor hatten Sie sich bereits



mit Sachbüchern zu landwirtschaftlichen Themen einen Namen gemacht – und, wie ich erfahren habe, ist Ihre „Anleitung zur Hühnerzucht“ sogar ein Bestseller geworden. Seit 1980 werden vier Erzählbände und zwei Romane veröffentlicht, verschiedene Theaterstücke – allesamt auf Spanisch, dazu schreiben Sie diverse Artikel für verschiedene Zeitschriften.

1998 dann – sie waren inzwischen 75 Jahre alt geworden – erscheint Ihr erstes Buch auf Deutsch: „Wie Reb Froike die Welt rettete“. Dieses Werk enthält sechs Erzählungen, die Sie erst übersetzen bzw. neu nacherzählen mussten. Selber haben Sie dazu einmal in einem Interview gesagt: „Es war mir, als höbe ich eine Schicht ab und der deutsche Text sei in Wirklichkeit der Urtext. Ich fühle mich im Deutschen heimischer als im Spanischen.“

Das Bild, das Sie von den in die Pampa verschlagenen jüdischen Flüchtlingen und Vertriebenen malen, beschönigt, aber dramatisiert auch nichts. In Ihre Texte flossen viele eigene Erfahrungen ein, die sie als studierter Agronom und Verwalter verschiedener Baron-Hirsch-Siedlungen gesammelt hatten. Hier kamen Sie in Kontakt mit der traditionellen Shtetl-Welt ostjüdischer Einwanderer, hier lernten Sie aber auch ihre spätere Frau Ruth kennen, die aus Cuxhaven stammt.

Die gleiche Genauigkeit gilt auch für Ihre Beschreibungen vom Leben in der Großstadt Buenos Aires, in die Sie wenige Jahre später zurückkehrten und wo Sie fortan als Importkaufmann arbeiteten. Es sind Geschichten von den kleinen Leuten, authentisch, oft melancholisch, aber immer auch humorvoll.

Die Kritiker und Rezensenten loben vor allem die feine, makellose Ausdrucksweise Ihrer Werke, Ihr „befremdlich schönes Deutsch“ und Ihren „raumgreifenden, detailverliebten

Erzählstil“. Die angesehene „Welt“ formulierte es so: „Schopflocher schreibt über seine 'zweite Heimat' im unverdorbenen Stil einer geliebten Sprache, die er aus der ersten Heimat mitgenommen hat.“

Dabei liefert der Stoff selbst – vor allem der Ihrer folgenden Werke – oft schwere Kost, wenn Sie vom Alltag in Argentinien berichten. Menschliche Schicksale trauriger Helden, Geschichten über Armut, Solidarität, Korruption und das Leben unter einer Militärdiktatur kommen in „Fernes Beben“ zum Tragen. Der Erzählungsband „Spiegel der Welt“ widmet sich den traumatischen Erfahrungen der jüdischen Auswanderer, dem harten Alltag der einfachen Menschen in diesem weiten Land und dem Leben im Peronistischen Argentinien mit Schlägertrupps, mit Verrat, Folter und Tod.

Auch die Frankfurter Allgemeine Zeitung äußert sich hierzu: „Er klagt sachlich an und verschweigt nicht die wenigen, die den Gefährdeten geholfen und sich damit selbst gefährdet haben.“

Ihr Thema, sehr geehrter Herr Schopflocher, so scheint es in all Ihren Erzählungen durch, ist das Leben zwischen den Sprachen und Kulturen, die Welt der jüdischen Emigranten in Argentinien, aber auch das der alten Zeiten in Deutschland. Und: die Verfolgung, als weiteres durchgehendes Thema. Mal ist es der Rückblick auf den jüdischen Exodus aus Europa, mal sind es die tödlichen politischen Verfolgungen in Argentinien.

Ganz im Stile Jakob Wassermanns setzen Sie sich in dem Essay „Wahlheimat und Heimatwahl“ mit dem schwierigen Thema Ihrer jüdisch-deutsch-argentinischen Identität auseinander.

Und in „Eine Kindheit. Autobiographische Skizzen“ – faktisch das Nachwort Ihres Erzähl-



bandes „Spiegel der Welt“ – widmen Sie der Heimat eine fast wehmütige Hommage, indem Sie an die schöne Zeit in Ihrer Geburtsstadt Fürth und an den humanistischen Geist des liberalen jüdischen Bürgertums der Weimarer Zeit vor Hitler erinnern.

Der Inhalt fordert den Leser zugleich auf, sich über seinen eigenen Standpunkt klar zu werden. Sie schreiben, ich zitiere: „Ich glaube weder an Kollektivschuld, noch an ‘Kollektiv-Unschuld’, und es liegt mir fern, als Ankläger oder gar als Richter aufzutreten. Im Talmud heißt es: ‘Verurteile keinen Menschen, solange Du Dich nicht in dessen Lage befunden hast.’“

Eine bewundernswürdige Haltung eines Menschen, der die menschenverachtende Verurteilung, den scheinbar ganz alltäglichen Judenhass, am eigenen Leib erfahren hat.

Und noch bewundernswerter ist es, wenn Sie trotz dieser Erfahrungen feststellen, ich zitiere: „dass das Kindheitsland, aus dem ich vertrieben wurde, in einigen Schichten meines Seins weiter lebt und wirkt, trotz der unfassbaren Verbrechen, die in ihm stattgefunden haben.“

Die Stadt Fürth freut sich, heute zum ersten Mal einem ihrer Söhne den Jakob-Wassermann-Literaturpreis verleihen zu dürfen. Wie der große Zeitgenosse und Freund von Thomas Mann und Hermann Hesse haben auch Sie, sehr verehrter Herr Schopfloch, eigene und fremde Erfahrungen und menschenverachtende Erlebnisse in einen Aufruf zu mehr Gerechtigkeit, Humanität und Toleranz verwandelt.

Sie tun das mit einer wunderbar reinen und klaren Sprache, die uns in ihrer Schlichtheit eindringlich daran

erinnert, dass wir nicht nur zum Ja-Sagen, sondern auch zum Aufbegehren und Nein-Sagen geboren wurden. Wie oft dies nicht beherzigt wurde und die Menschheitsgeschichte die immer gleichen Fehler und Katastrophen wiederholte, das machen Sie in ihren vielen von Verfolgung handelnden Geschichten in schonungsloser Nüchternheit deutlich. Ihr schriftstellerisches Lebenswerk, für das Sie den Jakob-Wassermann-Literaturpreis erhalten, ist ein eindrucksvoller Beweis dafür, dass heimatische Gefühle und das Gespür für die Muttersprache trotz aller Verfolgungen nicht verloren gehen können und dass Menschlichkeit und mitmenschliches Handeln aktuelle und gegenwärtige Tugenden sind.

Im Namen der Stadt Fürth gratuliere ich Ihnen, lieber Herr Schopfloch, sehr herzlich zur Auszeichnung mit dem Jakob-Wassermann-Literaturpreis 2008. ■





Prof. Dr. Gunnar Och: Der Erzähler

Laudatio auf Robert Schopflocher

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, lieber Herr Schopflocher, liebe Familie Schopflocher, meine sehr verehrten Damen und Herren,

eine Anekdote aus der Zeit der Shoah weiß von einem Juden zu berichten, der die Absicht hatte, nach Uruguay auszuwandern. Als seine Freunde in Paris darüber erstaunten, dass er so weit weg wolle, soll er mit der Frage geantwortet haben: ‚Weit von wo?‘ Die ebenso traurige wie bittere Pointe drückt ein Lebensgefühl aus, das alle jüdischen Emigranten der Zeit geteilt haben dürften, das Gefühl, durch den barbarischen Akt der Entrechtung und die erzwungene Flucht heimatlos und enturzelt zu sein. Und mochten die Vertriebenen auch anderswo Fuß fassen und neue Bindungen eingehen, so gelang es doch kaum einem, das verlorene Urvertrauen wieder zu gewinnen und ein unbelastetes Verhältnis zu den Begriffen Heimat und Herkunft zu entwickeln.

Auch Robert Schopflocher, der jüdische Emigrant, dessen Uruguay Argentinien heißt, kann die schwierige Frage, was für ihn selbst Heimat sei, nicht umstandslos beantworten. Er spricht von einer „Zwitterstellung“, einer Position „zwischen den Stühlen“, die sich aus der Bindung an „Urheimat“ und „Wahlheimat“ ergäbe. Mit der Urheimat ist primär nicht Deutschland gemeint, sondern die fränkische Region, der mit Erfahrung gesättigte Raum der Kindheit, der freilich auch nicht vorbehaltlos angeeignet werden kann, da die schon vor 1933 erlebten Formen antisemitischer Anfeindung eine verklärte Sicht der Vergangenheit verbieten. In sprachlicher Hinsicht stellt sich ein ähnliches Identitäts-

problem. Schopflocher beginnt seine Karriere als Schriftsteller mit spanischen Publikationen, versichert uns aber, dass seine wahre Literatursprache das Deutsche sei und die deutschen Versionen seiner spanischen Erzählungen nicht als Übersetzungen, sondern als „Nacherzählungen“ zu gelten haben. Also ein deutscher Schriftsteller? Er selbst gebraucht die Bezeichnung, nimmt sie aber, eingedenk des langen Aufenthaltes in der Fremde, in zu großer Bescheidenheit gleich wieder zurück. Trotzdem bleibt für ihn das angestammte Idiom die wesentlichste Prägung, und wenn er den von Siegfried Lenz geliehenen Begriff der „Sprachheimat“ benutzt, so bezieht er sich auf deutsche Verse: „So lange ich atmen kann, lässt der Frühling sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte; war es, als hätte der Himmel die Erde still geküsst, und sie die Treue doch kein leeres Wahn.“ Die Reminiszenzen zu verifizieren, fällt nicht schwer; es sind Zitate aus Mörikes Frühlingslied, Eichendorffs *Mondnacht* und Schillers *Bürgerschaft*, kanonischen Texten der deutschen Literatur, die pars pro toto eine große kulturelle Tradition repräsentieren.

Lassen wir uns also von den Selbstzweifeln des Autors nicht irritieren! Für uns deutsche Leser ist Robert Schopflocher ein deutscher Schriftsteller oder besser gesagt: ein deutscher *Erzähler*, da – sieht man einmal von einigen Kritiken und essayistischen Arbeiten ab – sein bislang in Deutsch vorliegendes Œuvre ausschließlich aus kürzeren Texten erzählender Prosa besteht. Der erste Band erscheint im Jahr 1998, ein erstaunlich spätes Debüt, bedenkt man, dass sein Verfasser zu diesem Zeitpunkt schon 75 Lenze zählt. Der Titel der Sammlung – *Wie Reb Froike die Welt rettete* – ist mit dem Titel ihrer vielleicht schönsten Erzählung identisch. Die Kritiken sind freundlich bis enthusiastisch, man lobt „die makellose Sprache“, aber auch den „jüdischen Humor“ und freut sich über ein Phänomen, das



den Vergleich mit großen Figuren der jüdischen Erzähltradition wie Saul Bellow oder Isaac Bashevi Singer nicht zu scheuen habe. 2003 und 2006 folgen *Fernes Beben* bzw. *Spiegel der Welt*, Schopflochers letzter und umfangreichster Band, der neben elf Erzählungen auch die autobiografische Skizze *Eine Kindheit* enthält, aus der ich bereits zitiert habe.

Alle Erzählungen spielen in Argentinien, was auf den ersten Blick wie eine Beschränkung erscheint, es aber nicht im mindesten ist, da wir zwischen Buenos Aires und der Provinz ständig hin- und herwechseln und uns in so gegensätzliche Landschaften wie die Kordilleren oder die argentinische Pampa versetzt sehen. Der topografischen Vielfalt entspricht die Varietät der Milieus und ein nicht minder großer Reichtum an Figuren. Das imposante Spektrum reicht vom Bahnstreckenwärter über Handwerker, jüdische Siedler, den Lehrer, Arzt und Apotheker bis hin zum vermögenden Unternehmer, der Erbtante und dem Großgrundbesitzer, alle mit großer Sorgfalt

gezeichnet, auch wenn es unverkennbar ist, dass die Sympathien meist bei den kleinen Leuten liegen. Wechselnde Zeithorizonte sorgen für weitere Differenzierung. Das Argentinien der Militärjunta während der siebziger Jahre scheint auf, außerdem wird in die Ära Peron zurückgeblendet und die Situation der aus Deutschland vertriebenen Juden geschildert, die in den Siedlungen der „Jewish Colonization Association“ ihre Zuflucht finden, und schließlich wendet sich der Blick sogar zurück ins 18. Jahrhundert, in die von Angst, Misstrauen und Verleumdung geprägte Epoche der Inquisition. Die Sprache passt sich ihren Sujets an, bis hin zu archaisierenden Sprachgesten in der historischen Erzählung, trotzdem bleibt die Einheit des Tons gewahrt, weil ein stets gelassener und sich selbst zurücknehmender Stil gepflegt wird, der an die Prosa eines Stefan Zweig oder Lion Feuchtwanger erinnert. Modernes Deutsch ist hier nicht eingedrungen – wie sollte es auch, bei der Biografie dieses Autors –, doch wer daran Anstoß nimmt, verkennt, dass Zeitferne auch Zeitlosigkeit bedeuten kann.

Vielfalt in Einheit, die Formel, die den Erzählkosmos eines Robert Schopflocher erschließt, bestätigt sich erneut, wenn man den Blick auf die narrativen Strukturen richtet. Es gibt keine kühnen Formexperimente in Gestalt verstörender Brüche oder perspektivischer Verschiebungen, ist der point of view innerhalb eines Textes erst einmal fixiert, wird er fast immer bis zu dessen Ende durchgehalten. Zwischen den Texten wechseln freilich die Perspektiven, und unterschiedliche Formen auktorialen und personalen Erzählens lösen einander ab. Einmal ist sogar der innere Monolog einer dahindämmenden Greisin zu hören, und in der *Großen Keilerei*, einer bösen Satire auf den südamerikanischen Machismo, wird der nicht enden wollende Redefluss eines Mannes protokolliert, der sich auf der Polizeistation zu



rechtfertigen versucht, dabei aber nur – wie Arthur Schnitzlers Leutnant Gustl – seine Selbstdemontage betreibt.

Rücken thematische und motivische Gesichtspunkte in den Vordergrund, so bilden jene Erzählungen, die die verschollene Welt einer jüdisch-argentinischen Shtetl-Kultur herauf beschwören, eine eigene, und nicht nur numerisch starke Gruppe. Als reale Vorbilder dienten die schon erwähnten Siedlungen jüdischer Kolonisten, Gründungen des späten 19. Jahrhunderts, die auf das Engagement des philanthropisch gesinnten Barons Maurice de Hirsch zurückgingen. Die ersten Bewohner waren verfolgte russische Juden, später, nach 1933, schlossen sich ihnen dann auch jüdische Emigranten aus Deutschland an, was zu einem eigentümlichen und gewiss nicht immer spannungsfreien Mit- und Nebeneinander der Lebensstile geführt haben muss. Robert Schopfloch, der in einer jüdischen Siedlung der Provinz Entre Ríos als Verwalter gearbeitet und sogar eine Kolonistentochter geheiratet hat, kennt diese faszinierend bunte Welt noch aus eigener Anschauung. Dass er sie als Erzähler gestaltet, liegt für ihn also nahe. Die betreffenden Geschichten zeigen aber nicht bloß eine biografische, sondern auch eine literarische Prägung, da sie in mehr als nur einem Zug auf das Genre der Ghetto-Erzählung verweisen, das eine lange und vitale Tradition besitzt. Die Anfänge – das sei hier kurz erinnert – liegen in der Zeit des Realismus bei Berthold Auerbach, Leopold Kompert oder Karl Emil Franzos, deutsch-jüdischen Autoren, die ihre Sympathie für die überkommenen jüdischen Lebensformen nicht verleugnen, gleichwohl aber im Namen von Fortschritt und Aufklärung den Ausbruch aus dem Ghetto propagieren. Im Zuge der jüdischen Selbstbesinnung Ende des 19. Jahrhunderts verändert sich aber diese Perspektive, und aus der Feder jiddisch oder neuhebräisch schreibender Erzähler wie Schalom Asch,

Scholem Alejchem und Jitzak Leib Perez entsteht ein neuer Typ der Ghetto-Geschichte, der das galizische Shtetl verklärt und den Weg der Assimilation verweigert. Im 20. Jahrhundert setzen in erneut modifizierter Form Joseph Roth oder Isaac Bashevi Singer diese Traditionslinie fort, und auch Texte der deutschen Gegenwartsliteratur zehren noch von diesem großen Erbe wie das Beispiel Jurek Beckers zeigt, der sich in seinem Holocaust-Roman *Jakob der Lügner* ganz bewusst am reduzierten Weltentwurf der Ghetto-Erzählung orientiert.

Wenn nun Robert Schopfloch's Figuren Scholem Alejchem und Jitzak Leib Perez lesen bzw. rezitieren, so darf das durchaus als Bekenntnis zu den Dichtern der Ghetto-Literatur verstanden werden. Doch ist dieser Fingerzeig eigentlich gar nicht notwendig, da sich die produktive Anverwandlung der Gattungsmuster aus der Struktur der Erzählungen mühelos erschließt. Das jüdische Dorf auf argentinischem Boden zeigt sich uns wie das Shtetl als entrückter und umgrenzter Raum, als „Glasglocke“ und „Zauberwelt“. Die Außenwelt trägt ambivalente Züge, sie ist zugleich lockende Ferne und bedrohliche Fremde, und das auch und vor allem im Sinne einer Selbstentfremdung durch Assimilation. Im Inneren haben sich die religiösen Gebräuche der aus Russland gebürtigen Juden erhalten, freilich nicht immer in strengster Observanz. Da gibt es die Peinlichkeit einer beschädigten Thora, und einen Schochet, der ein treifenes Huhn kurzerhand für kosher erklärt, um die arme Besitzerin und ihre drei Kinder nicht um eine Mahlzeit zu bringen. Dem feinen Humor, der hier regiert und natürlich auch Erbteil der Ghetto-Erzählung ist, verdanken wir weiterhin eine prachtvoll-plastisch-typisiertere Figuren, die allesamt unvergesslich sind: der versponnene Großvater Abraham, der kabbalistische Schriften in seiner Truhe versteckt, der verwachsene Bume Margulis,



der quacksalbende Reb Schmucl und nicht zuletzt Reb Froike selbst, der listig-weise Schochet, der sich aufmacht die Welt zu retten und dem das im Sinne der Mischna durch Rettung eines Menschenlebens auch gelingt. Die meisten der Genannten treten in mehr als nur einer Erzählung auf, so dass der Leser sich über Wiederbegegnungen freuen kann und das Gefühl einer Vertrautheit erlangt, das den Beziehungen der Figuren untereinander genau entspricht. Und doch ist diese Welt keine ungestörte Idylle, bleiben Spannungen und Konflikte nicht aus, die aus der Banalität des Alltags oder aus weltanschaulichen Gegensätzen resultieren. Orthodoxe streiten mit Liberalen und Zionisten, und die alteingesessenen Siedler mit russischen Wurzeln tun sich schwer, die neu hinzugekommenen Emigranten aus Deutschland zu akzeptieren, die sich für etwas Besseres halten und auf so irritierende Weise pünktlich sind. Wie tief die Kluft sein kann, die sich hier im Zeichen kultureller Differenz auftut, wird in der Erzählung *Der Uhrmacher* deutlich, die einen jüdischen Chirurgen aus Frankfurt am Main mit einem alten jiddisch sprechenden Ostjuden konfrontiert, der in fast freudiger Gottergebenheit von selbst erlittenem Leid berichtet. Der Chirurg, dessen eigene Familie im Holocaust ausgelöscht wurde, beneidet sein Gegenüber ob dieser Haltung, weiß aber auch, dass für ihn selbst der bittere Satz gilt: „Wenn man erst einmal vom Baum der Erkenntnis genascht hat, dann gibt es kein Zurück mehr.“ „Kein Zurück“ heißt kein Zurück zum Glauben, doch bezieht sich die Absage auch auf das Leben, wie später deutlich wird, wenn wir vom Selbstmord des Arztes erfahren. Die Drastik einer solchen Episode mag den Rahmen der herkömmlichen Ghetto-Erzählung sprengen, andererseits entspricht es durchaus deren Wesen, die Unvereinbarkeit von religiöser und säkularer Weltansicht zur Darstellung zu bringen.

Auf dringliche Nachfragen wissbegieriger Leser hat Robert Schopflochler erklärt, dass eines seiner zentralen Themen „die Verfolgung des Menschen durch den Menschen“ sei. Die Evidenz dieser Aussage ist unbestreitbar. Denn in fast jeder Erzählung des Autors scheinen Untaten im Namen von Staat, Religion oder Rasse auf, und sei es auch nur am Horizont des eigentlichen Geschehens. Übergriffe der Inquisition, Pogrome in Russland, Judenverfolgungen in Deutschland und Frankreich, Folteraktionen und Liquidationen durch die Schergen der argentinischen Junta, in der Summe wie im Detail eine düstere und grauenerregende Bilanz, die das „homo homini lupus“ des Thomas Hobbes zu bestätigen scheint: der Mensch dem Menschen ein Wolf. Und doch stellen sich diese Geschehnisse etwas anders dar, wenn man sie im Handlungszusammenhang vergegenwärtigt und die nie zynische, sondern Anteil nehmende Art ihrer Vermittlung bedenkt. Die Erzählung *Morgen-Grauen* zeigt 24 Stunden im Leben eines angstgepeinigten Mannes, dessen Sohn Jose im Untergrund gegen die Junta kämpft. In „Erinnerungsfetzen“ wird die Vorgeschichte rekapituliert: Hausdurchsuchungen der Geheimpolizei, Schikanen, heimliche Telefonate. Plötzlich meldet sich Joses Lebensgefährtin, ein Treffen findet statt, bei dem der Vater von der Ermordung des Sohnes erfährt und den von Zwangsadoption bedrohten Enkel, einen Säugling, ausgehändigt bekommt. Das Schlussbild könnte reduzierter kaum sein: „die aufgehende Sonne“ und ein „runzeliges Babygesicht“. Das Grauen ist damit nicht im mindesten verklärt oder beschönigt, gleichwohl gibt es ein Hoffnungssignal, das sich der Barbarei gegenüber wie ein trotziges ‚dennoch‘ ausnimmt.

Ein anderer, kaum weniger bedeutsamer Motivkomplex in Schopflochlers Erzählwerk betrifft das Identitätsproblem als zentrale



Erfahrung der *conditio judaica*. Die Gründe für diese Themenwahl dürften in der Biografie des Autors zu suchen sein, denken wir nur an seine eingangs zitierten Reflexionen über die zwiespaltene Natur der eigenen Existenz. Aber auch der Einfluss literarischer Vorbilder ist nicht zu verkennen, schließlich gehören Inszenierungen des Selbstverlustes zu den klassischen Sujets der jüdischen Erzählliteratur, von Lion Feuchtwanger über Saul Bellow bis hin zu Philip Roth. Don Hernán Acevedo de Santángelo, der Protagonist der historischen Erzählung *Der Fluch*, ist in Buenos Aires ein wichtiger Mann. Er steht einem großen Handelshaus vor, besitzt Vermögen und dazu noch, dank vieler „Kratzfüße und Verbeugungen“, zwei Sitze im Rat der Stadt. Trotzdem beherrschen ihn Schuldgefühle und diffuse Ängste, da er aus einer Familie stammt, die ihre ursprünglich jüdische Herkunft durch Taufe und Assimilation verleugnen musste. Es kommt, wie fast schon erwartet, von Don Hernán wird als Ketzer denunziert und von den Behörden der Inquisition verhaftet. Sein weiteres Schicksal verliert sich im Dunkeln, doch kursieren Gerüchte, die von einer im Kerker vollzogenen Rückkehr „zum Glauben seiner Vorfahren“ sprechen. „Alle Zweifel seien von ihm gewichen, alles Schwankende und Verschwommene. Zum ersten Mal in seinem Leben [habe] er sich nicht in zwei Persönlichkeiten gespalten [gefühlte], nicht mehr dazu verurteilt, sich vor der Umwelt und sich selbst zu verstellen.“ Wie gesagt, der Vorgang bleibt ein Gerücht. Aber am Ende lässt es sich der Erzähler doch nicht nehmen, den Helden durch Rückgriff auf dessen alten jüdischen Familiennamen als Francisco de Vega Ossorio zu adeln.

Der Erzähler Schopflocher wäre unvollkommen charakterisiert, würde man jene seltsame Doppeldeutigkeit übergehen, die sich aus der punktuellen Überlagerung seines psychologisch-realistischen Stils mit mythisch-magi-

schen Momenten ergibt. Die Übergänge sind freilich fließend und nie so krass, dass das Alltagsbewusstsein seine Kontrollfunktion komplett verliere. Es kann ein Einbruch des Übersinnlichen vorliegen oder einfach nur eine subjektive Projektion – beide Lesarten sind gleichermaßen zulässig und immer bleiben die Dinge letztlich in der Schwebel: die Stimme des toten Vaters auf dem Friedhof, die mythische Gestalt des von Erinnyen gehetzten NS-Verbrechers, das so auch im Titel benannte „Wunder“ eines durch Adoptivvaterschaft verjüngten Greises. Und wie ist es mit der großen Tat des Reb Froike, gehört nicht auch sie in diese seltsame Kategorie des doppelt motivierten, sinnlich-übersinnlichen Geschehens? Rekapitulieren wir rasch die Umstände, so deutet alles daraufhin. Kathi Oppenheimer, ein jüdisches Mädchen aus Mainz, sitzt im Bauch eines Schiffes fest, das im Hafen von Buenos Aires ankert. Die Behörden lassen sie nicht von Bord, die Rückkehr nach Deutschland würde ihren sicheren Tod bedeuten. Da greift Reb Froike ein und bewirkt ihre Einreise, indem er gegen alle Erwartung den zuständigen Beamten für sich gewinnt. Was dabei den Ausschlag gibt, ob Chuzpe, psychologisches Raffinement oder eben doch „Zauber“ und göttliche Vorsehung, ist bei der gleichzeitigen Präsenz all dieser Motive beim besten Willen nicht zu entscheiden. Darf man seine Leser derartig verwirren? Nur prosaische Geister werden so fragen, nicht die wahren Freunde der Literatur, die in solchen Momenten den metaphysischen Takt bewundern und die Meisterschaft des großen Erzählers.

*

Meine Damen und Herren, wer die Praxis der Literaturpreisverleihungen über die Jahre hinweg verfolgt, weiß, dass es dem Publikum oft Schwierigkeiten bereitet, die Entscheidung einer Jury nachzuvollziehen. Zu willkürlich



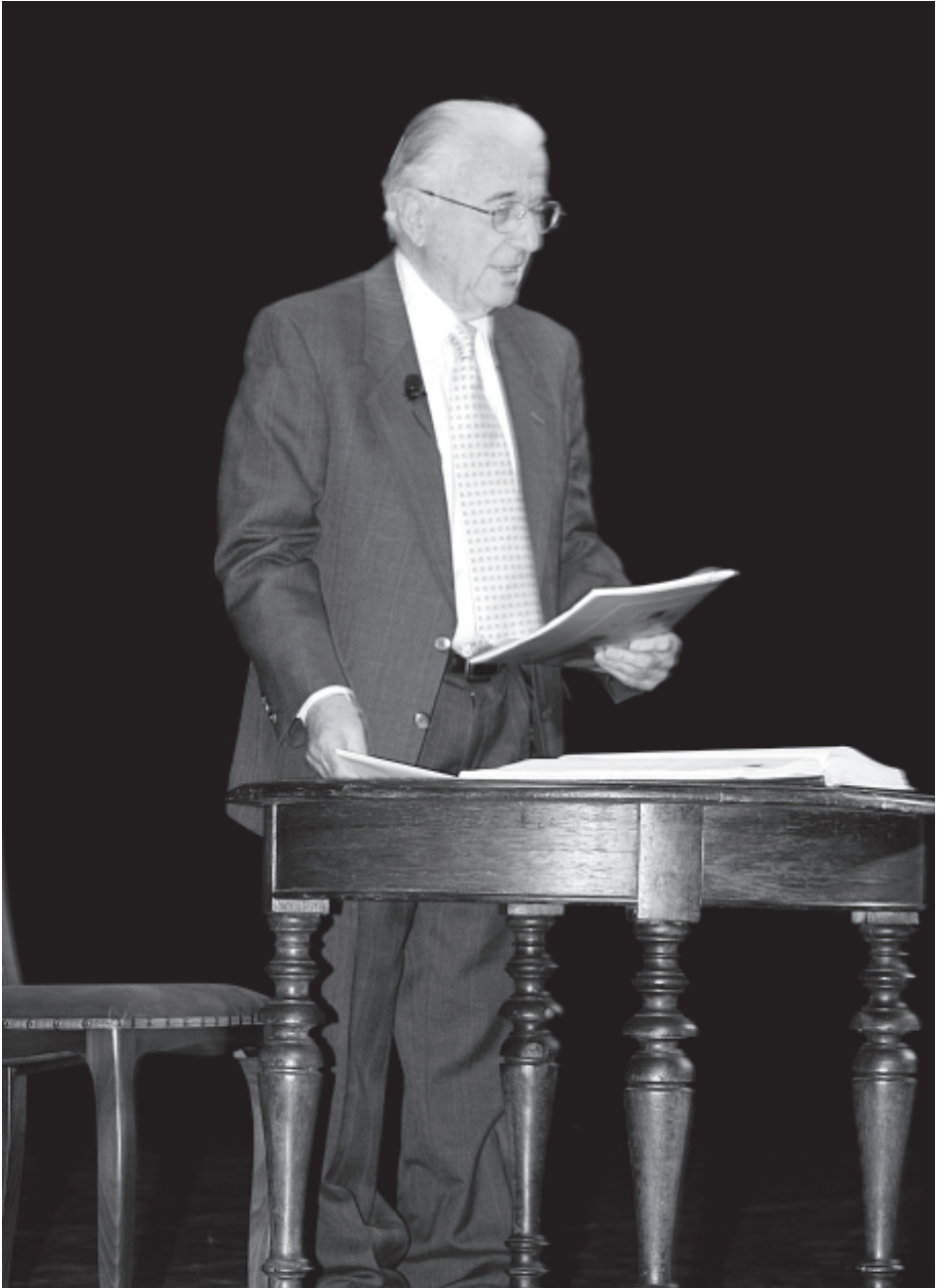
erscheint die Zuschreibung, zu groß der Abstand zwischen dem Profil des oder der zu Ehrenden und dem Namenspatron des Preises. In unserem Fall, dem Fall des Schriftstellers Robert Schopflocher, sind solche Irritationen nicht zu fürchten, denn die Übereinstimmungen zwischen ihm und Jakob Wassermann sind so groß, dass man fast schon glauben könnte, der Preis sei um ihretwillen überhaupt erst ins Leben gerufen worden. Beide stammen aus Fürth, beide sind jüdischer Herkunft, und haben, wenn auch auf verschiedenen Altersstufen, erleben müssen, wie Nationalsozialismus und Antisemitismus in Deutschland Fuß fassten. Darüber hinaus gibt es das große Thema der jüdischen Identität, das jeder für sich auf seine Weise bewegt, und auch ihre Grundhaltung als Schriftsteller ist prinzipiell vergleichbar, da sich beide dem Erbe der Aufklärung verpflichtet fühlen und nicht naiv, sondern im Wissen um die trägen Herzen und tauben Ohren gegen alle Formen der Intoleranz und Barbarei aufbegehren.

Doch so wichtig diese Züge auch sein mögen, die letzte und wesentlichste Übereinstimmung scheint mir doch darin zu bestehen, dass beide Autoren Erzähler sind, Erzähler in jenem emphatischen Sinne, den Thomas Mann meinte, als er Jakob Wassermann in einer Tischrede porträtierte: „Wer oder was ist Jakob Wassermann? Ein Erzähler. Er ist zunächst einmal überhaupt gar nichts anderes. Ein Fabulierer von Geblüt [...] Er könnte noch heute irgendwo [...] am Markte sitzen und erzählen – erzählen, und das Volk stünde mit aufgerissenen Augen und Mündern um ihn herum und hörte zu.“

Lassen sie uns nun diesen Text umwidmen, indem wir für Jakob Wassermann den Namen des heutigen Preisträgers einsetzen, den des Erzählers Robert Schopflocher. ■

Dr. Gunnar Och ist Professor am Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und Mitglied des Kuratoriums, das über die Vergabe des Jakob-Wassermann-Literaturpreises entscheidet.







Persönliche Dankesworte von Robert Schopflocher

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde, geliebte Familie,

eigentlich kann ich es noch immer nicht so ganz fassen, dass die Wahl ausgerechnet auf mich gefallen ist, so dass ich heute vor Ihnen auf diesen Brettern stehen darf, die die Welt bedeuten – die Fürther Bretter, die Fürther Welt. Oder ob nicht doch alles auf einem Irrtum beruht, wie ich im ersten Moment befürchtete, als mich im Januar die überraschende Nachricht erreichte, man habe mir den Jakob-Wassermann-Literaturpreis zugesprochen.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für diese Auszeichnung! Danke der Jury, den Stadtvätern und -müttern, Ihnen, sehr verehrtem Herrn Oberbürgermeister, den Damen vom Bürgermeister- und Presseamt, die sich mit solcher Hingabe um die Organisation dieser Veranstaltung gekümmert haben, und nicht zuletzt den vielen Freundinnen und Freunden, die teilweise von weither angereist kamen, um diesem Akt beizuwohnen.

Meinen innigsten Dank auch an meine Frau Ruth, die mich seit nunmehr 61 Jahren auf meinem Lebensweg begleitet und mich stets ermutigte und unterstützte. Dank meinen beiden Söhnen Mario und Manuel, die extra aus Buenos Aires kamen, um dem Vater heute nahe zu sein. Dank meinen Enkeln Ariel, Tamara und Flavio, die auch in Vertretung ihrer Vetter und Kusinen auftreten, die zu Hause die Schulbank drücken müssen.

Mein Lebenskreis, der vor 85 Jahren im Nathanstift begann, neigt sich seinem Ende zu. Die meisten der Verwandten und damaligen Bekannten, die nicht nur meine Kindheit bestimmten, sondern auch die Kindheit nicht weniger der hier Anwesenden, sind längst von uns gegangen, wirken jedoch weiter in Ihnen und in mir fort. Es ist daher von ganz tiefer Bedeutung für mich, dass es mir noch vergönnt ist, diesen Höhepunkt meines Lebens in Fürth zu erleben – in der Stadt, die nie aufhörte, meine innere Heimat zu sein.

Ich danke Ihnen!



Dankrede von Robert Schopflocher

Unmöglich, das bitter-süße Gefühl zu unterdrücken, das einen beschleicht, wenn man mit 85 Jahren in der Heimat seiner Kindheit eine Auszeichnung empfängt – verliehen von der Kleeblatt-Stadt, in der sich die Gräber der Urahnen zurück bis zum Ur-Urgroßvater väterlicherseits befinden. Einen Preis, der nach einem fast auf den Tag genau 50 Jahre vor mir geborenen anderen, wesentlich berühmteren Fürther benannt ist. Eine Auszeichnung, die ich dankbar in meiner Eigenschaft als Stellvertreter eines Menschenschlags in Empfang nehme, dem auch Jakob Wassermann angehörte, diesem Erzähler, dem ich, wie mir erst in letzter Zeit bewusst wurde, so viel verdanke. Ähnlich wie ich, blieb auch Wassermann innerlich mit der fränkischen Landschaft verbunden, die im „Caspar Hauser“, im „Gänsemännchen“ und in mehreren seiner Novellen aufleuchtet. Parallellandschaften: Nur zu gut kann ich daher verstehen, wenn er von einer „inneren Landschaft“ spricht, die „die Seele aus ihrem Zustand vor der Geburt mit in die Welt bringt, die das Wesen und die Farbe des Traums bestimmt... seine eigentliche Heimat... Das Kristall des wahren Lebens selbst, der Ort, wo seine Gesetze diktiert werden, und wo sein wirkliches Schicksal erzeugt wird, von dem das in der sogenannten Wirklichkeit sich abspielende vielleicht bloß Spiegelung ist.“

Die innere und die äußere Landschaft: Wer könnte dieses zwiespältige Gefühl besser nachvollziehen als wir, die wir als Kinder aus der deutschen Heimat verjagt wurden, sie aber trotz dem dazwischen liegenden Grauen in den untersten Schich-

ten unseres Seelenhaushaltes unauslöschlich mit uns herumtragen – ganz gleich, ob wir uns in den Weiten der Argentinischen Pampa befinden, in einem New Yorker Seniorenheim oder im israelischen Kibbutz.

Bevor ich fortfahre – ein Vorbehalt: Es ist mir bewusst, dass sich in diesem Saal mehrere Wassermann-Spezialisten befinden. Wenn ich es dennoch unternehme, vor Ihnen über mein persönliches Verhältnis zu diesem Schriftsteller zu sprechen und mich somit dem Vorwurf aussetze, Eulen nach Athen zu tragen, so darf ich auf mein fortgeschrittenes Alter hinweisen. Dieses nämlich befähigt mich – wohl als dem einzigen der hier Anwesenden –, mich ihm sowohl rückwärtsgewandt, mit den Gefühlen des weltverbesserischen Jünglings zu nähern, der vor bald siebzig Jahren erstmalig seinem Werk begegnete, wie auch mit der seelischen Verfassung des reifen Mannes. Der große argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges empfiehlt, man solle gute Bücher stets ein zweites Mal zur Hand nehmen. „Es ist eigentümlich“, sagt er, „aber





bei der zweiten Lektüre trifft man auf Dinge, die man bei der ersten nicht entdeckte, und die häufig gerade die sind, derer wir bedürfen.“

Der Spannungseffekt der ersten Kontaktaufnahme entfällt nun. Man weiß jetzt ja, „wie es ausgeht“. (Wassermann meint einmal, es gäbe nichts Langweiligeres als die sogenannte Spannung.) Dagegen wird der Blick frei für die unter dem Plot verborgenen Flöze. Das versetzt uns in die Lage, die Verästelungen des Wassermann'schen Gesamtwerks aufzuspüren, diese kunstvollen Wiederholungen und Variationen seiner lebensbestimmenden Hauptthemen, die sich spiralenförmig in immer eindringlicher Intensität der „Sehnsucht nach der Schuld“ nähern, wie er diesen geheimnisvollen Trieb im Menschen einmal nennt. Es schien mir bei dieser zweiten Lektüre, als umrunde ich ein Standbild, das, umspült vom Fluss der Zeit, meine geistige Entwicklung reflektiert. Indem ich diese Statue umkreise, eröffnen sich mir ständig neue Perspektiven. Ich lerne Wassermann, den tief-schürfenden Seelenkundigen kennen; Wassermann, den leidenschaftlichen Kämpfer für Gerechtigkeit; den Warner vor dem zerstörerischen Völkerhass, dessen Liebe zu seiner deutschen Heimat von den Völkischen beargwöhnt wird. Den von einer tristen Kindheit und von einer Ehe mit einer verfolgung-süchtigen Frau traumatisierten Wassermann. Und nicht zuletzt den fesselnden Erzähler mit sprudelnder, gelegentlich von galligem Humor durchsetzten Phantasie, die er scheherzademäßig einsetzt. Von der er bekennt: „Wer Phantasie hat, empfängt stets wenn er gibt, und wirbt, wo er lehrt“, denn: „Ohne Phantasie und ohne Selbstentäußerung kann man nicht zur Wirklichkeit durchdringen.“

Die Generation meiner Eltern verschlang seine Romane, angefangen von den „Juden von Zirndorf“ bis zu „Kerkhovens dritter Exis-

tenz“, seinem letzten Werk. Der Hilfsverein deutschsprechender Juden von Buenos Aires, 1933 ins Leben gerufen, um den Emigranten zu einer neuen Existenz im fremden Land zu verhelfen, unterhielt bezeichnenderweise auch eine Leihbibliothek, die den aus der Heimat Verstoßenen die Möglichkeit bot, sich mit geistiger Nahrung zu versorgen.

Auf diese Weise konnten wir die Bücher vieler in Deutschland verpönter Autoren lesen, die damals in Amsterdam, Stockholm, Wien und Zürich verlegt wurden, und die man dem Lesepublikum in Deutschland vorenthielt. Unter diesen befand sich auch der letzte Roman Wassermanns, der posthum im Querido-Verlag erschien.

Ich lebte damals als Agronom auf dem argentinischen Kamp und las einige seiner Bücher im Kreise gleichgesinnter jugendlicher Gefährten und Gefährtinnen – zum Teil auf Spanisch. Soweit ich meiner Erinnerung trauen darf, diesem trügerischen Instrument, fanden wir uns mit unseren jugendlichen Nöten und seelischen Konflikten von Wassermann dargestellt und verstanden. Teilten Christian Wahnschaffes Einsicht: „Die Welt, wie ich sie nach und nach kennengelernt habe, ich meine die von Menschen stammenden Einrichtungen, darin liegt ein großes, dem gewöhnlichen Gedankengang unfassbares Unrecht. Worin eigentlich dieses Unrecht besteht, kann ich nicht sagen. Kein Mensch kann es einem sagen. Es ist einfach da, und man begegnet ihm auf Schritt und Tritt... Es hilft nichts, darüber nachzudenken; man muss hinein und muss hinuntertauchen bis auf den untersten Grund, um zu erforschen, wo die Wurzel und der Ursprung ist.“

Schon vorher, während meiner Studentenjahren, hatte mir mein Vater den „Caspar Hauser“ und den „Christian Wahnschaffe“ zu lesen gegeben. Bis zum heutigen Tag steht mir der „Caspar Hauser“ von allen Büchern



Wassermanns am nächsten. Den „Wahnschaffe“ gab er mir wohl aus pädagogischen Absichten. Das kam mir so recht zum Bewusstsein, als ich auf den einprägsamen Satz des Titelhelden stieß: „Die Hauptsache ist, dass das Herz nicht müde wird.“ Eine Botschaft, die es wert ist, dass wir sie unseren Nachkommen weitergeben: *„Die Hauptsache ist, dass das Herz nicht müde wird.“*

Denn, wie unser Autor auf einer der letzten Seiten seines kurz vor seinem Tod vollendeten Romans warnend feststellt: „Wenn das Herz verbraucht ist, übernimmt der Kopf seine Geschäfte.“

Und vor wenigen Jahren tauschte ich alte Wassermann-Ausgaben mit dem unvergesslichen Dr. Ohm und seiner Frau Barbara. Ich konnte ihre Sammlung um einige spanische und argentinische Ausgaben bereichern; im Gegenzug verdanke ich ihnen den Besitz einiger seiner weniger bekannten, längst vergriffenen Novellen und Essays.

So weit also zu meiner urpersönlichen Beziehung zu Jakob Wassermann.

Die sich vertiefte und erweiterte, als ich mich nunmehr seinem Werk mit dem Prüfstein einer zweiten Lektüre näherte. Da beeindruckte mich das zwei Jahre vor seinem Tod verfasste Vorwort zu einer Neuauflage des erstmalig 1919 erschienenen „Wahnschaffe“, worin der Autor hellstichtig schreibt: „Ein Zeitroman war ohne mein Zutun zu einem historischen Roman geworden.“ Und: „So liegt in jeder Unsterblichkeit (eines Buches) die Paradoxie, dass sie erst mit dem Tod des betreffenden Schöpfers beginnt.“

Zwar hatte er bereits als Dreißigjähriger einem alten Schriftsteller den frivol-resignierend klingenden Satz in den Mund gelegt: „Und wenn wir alt sind, laßt uns nicht vergessen, zur rechten Zeit zu sterben“, doch

ihn überraschte der Tod zu früh, gerade einmal sechzigjährig. Seine Witwe Marta Wassermann-Karlweis erklärte im kurzen Kommentar zu dem posthum veröffentlichten „Joseph Kerkhovens Dritte Existenz“, dass ihm viel an einem Nachwort gelegen gewesen sei, zu dem er nicht mehr kam. Darin wollte er sich nicht leidend, sondern kämpferisch den Ereignissen stellen, die den politischen Horizont Europas verdunkelten und wenige Jahre später so unendliches Leid über die Menschheit bringen sollten. Aber auch wenn dieses Nachwort nicht mehr geschrieben wurde, klingt seine im letzten Jahrzehnt vor seinem Tod in „Etzel Andergast“ aufgenommene Analyse des Weltgeschehens noch immer eindringlich an unser Ohr. Der Arzt Josef Kerkhoven diagnostiziert da prophetisch: „Wie in früheren Jahrhunderten die Pest, wie das gelbe Fieber in den Tropen, wütet Krankheit des Gemüts, Seelenseuche Willenszerspaltung und etwas wie Dekubitus des Herzens. Ein neues Element der Verheerung. Europäische Vesper. Deutsches Inferno. Die nicht mehr fest in ihren Wurzeln stehen, fallen ins Bodenlose.“ An anderer Stelle prangert er die „bewusste Verbreitung einer Krankheit“ an, „die verheerender ist als die asiatische Pest, weil die den gesamten geistigen und sittlichen Bestand unserer Welt bedroht. Sie tritt unter den verschiedenartigsten Formen auf, sowohl als offene Raserei wie auch als unterirdischer Brand. Als Blutrausch und als Schizophrenie. Als Generationspsychose wie als Affektepilepsie. Sie ist ansteckender als jede andere bekannte Seuche und verwandelt die von ihr Betroffenen in unzurechnungsfähige Maniakern. Ihr äußeres Kennzeichen ist der Hass. Ein Hass der allen Kitt zerbricht, alle Bindungen löst, die menschlichen und die göttlichen, und an finsterner Wut ohne Beispiel in der Geschichte ist. Ihre größte Gefahr, dass ihr am widerstands-



losesten die Jugend erliegt. Mittels der Bezauberung durch gewisse Worttoxine bewirkt sie eine völlige Anästhesie des Herzens und eine Erschütterung der lebenswichtigen Grundgefühle.“

*

Doch zurück zur Unsterblichkeit des Schriftstellers! Ich kann mich entsinnen, welcher Beliebtheit sich in den Dreißiger- und Vierzigerjahren die in verhältnismäßig großen Auflagen erschienenen Übersetzungen ins Spanische in Argentinien erfreuten, obwohl doch das in seinen Büchern vorherrschende typisch deutsche Umfeld die Rezeption in einer so verschiedenartigen Gesellschaft auf Schwierigkeiten hätte stoßen müssen. Und obwohl ausgerechnet die in Argentinien spielenden Episoden seines „Wahnschaffe“ herzlich wenig mit der argentinischen Wirklichkeit zu tun haben. Eine Tatsache, die allerdings kaum störend wirkt, weil die Schilderungen in das

fabulierte und konfabulierte Universum passen, das der Schriftsteller in unseren Köpfen entstehen lässt.

Schon gegen Ende der Vierzigerjahre erreichten die Neuauflagen der populärsten seiner Werke wieder hohe Auflageziffern. Freilich: Der knapp ein Jahr nach der sogenannten „Machtübernahme“ fern der Heimat gestorbene Autor hatte nichts mehr von diesem erneuten Aufblühen des Interesses an seinem Werk. Der Verkaufserfolg der weiteren, gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts erschienenen Neuauflagen hingegen hielt sich in Grenzen.

Die Menschen erweisen sich als schwerhörig für die Botschaft der Dichter der Vergangenheit. Zugegeben: Der Stil vor allem der nach seinem vierzigsten Lebensjahr verfassten Romane, die Weitschweifigkeit der Monologe und Reflexionen, die Vielzahl der handlungshemmenden Nebengestalten, stellen einige





Ansprüche an unsere Geduld. Wer heute den Zugang zu Wassermann sucht, sollte sich daher zunächst an seine Novellen halten. An „Sturreganz“, an „Das Gold von Caxamalca“, an den „Aufruhr um den Junker Ernst“: Juwelen der deutschen Literatur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Solchermaßen vorbereitet, wird er auch in den langen Romanen den poetischen Reiz des Un- oder Überwirklichen wahrnehmen, den bildhaften Stil, der von einem seiner Kommentatoren einst als „magisch-schwebender Wassermann-Ton“ bezeichnet wurde, sowie die in den Texten verborgenen Wahrheiten. Wer könnte sich zum Beispiel der Erkenntnis entziehen, die Etzel Andergast zum Ausdruck bringt: „Bewusstsein scheint als Strahlung innerhalb eines scharf begrenzten Kreises zu wirken, der sich nur bei erlesenen Individuen merklich erweitert. Sonst wäre es unerklärlich, dass der Vierzigjährige nichts mehr von seiner Zwanzigjährigkeit weiß, der Zwanzigjährige sogar den Fünfzehnjährigen, der er war, bis zu einem Grad vergessen hat, dass die Regungen Begierden und Leidenschaften, die ihn damals erfüllten, nur noch um den Rand seiner Träume zittern... Jeder blickt auf sein früheres Ich wie auf eine unvollkommene Form herab, deren er sich zu schämen hat... War-



um liebt kein Gewordener den, aus dem er geworden ist?... Lernten wir doch wieder zurückzuschauen, die Gegenwart wäre uns vielleicht erträglicher und die Zukunft nicht so finster.“

Sätze, über die ich – ich leugne es nicht – als junger Mensch leichtfertig hinweglas und die mich erst heute berühren. Wohl weil ich ihrer, um mit Borges zu reden, gerade jetzt bedarf.

Um zu verstehen, was uns damals an den Büchern Wassermanns so fesselte, fragte ich einige argentinische Versuchspersonen meiner Generation, an welche Titel sie sich auf Anhieb erinnern könnten. Resultat: erstens Caspar Hauser, zweitens das Gänsemännchen, drittens der Fall Maurizius. Befragt, welche Vorstellungen sie mit den erinnerten Titeln verbänden, hieß es mehr oder weniger: „der Ruf nach Gerechtigkeit“, „das Mitgefühl mit den Armen“, „die lautere Gesinnung“. So weit zum Ergebnis meiner Stichprobe, die natürlich jeglicher wissenschaftlichen Grundlage entbehrt. Sicherlich war es nicht zuletzt die Auflehnung gegen eine überholte bürgerliche besitzorientierte Ordnung, die uns Jugendliche damals so beeindruckte.

Dagegen finden die tröstlichen Sätze, in dem sich auf den letzten Seiten seines letzten Buches die Vollendung seines Lebenskreises ankündigt erst heute unser Gehör, Zitat:

„Genau genommen, ist der Tod auch nichts anderes als die Angst vor der Wahrheit. An sich selbst hat er keine Wahrheit. Ich meine, vor Gott hat er keine. Und wir müssen doch zur Wahrheit im Sinne Gottes vordringen. Versenkst du dich mit aller deiner Kraft in dich selbst, so weißt du auf einmal: es gibt keinen Tod. Mit derselben Sicherheit, mit der ich weiß: das Plasma ist kein Stoff, sondern nur eine Organisation.“

*



In seinen autobiografischen Konfessionen bietet uns Wassermann bereitwillig den Schlüssel zum Verständnis des Zusammenspiels von Schicksal und Werk. Die Kindheit in der „Sphäre des dämonischen Kleinbürgertums“, wie er sich einmal ausgedrückt hatte, mit seinem Mief der bitteren Armut. Der Schmerz um die früh verstorbene Mutter des vereinsamten Kindes, das oftmals hungrig zu Bett gehen muss und dessen erste schriftstellerische Versuche von einer gefühlsrohen Stiefmutter verbrannt werden.

Was aber den wahren Künstler ausmacht, ist dessen Fähigkeit der Sublimierung, dank der die persönlichen Erfahrungen ins Allgemeingültige transmutiert werden. Ein Prozess, der bei Wassermann bereits bei seinen ersten Büchern einsetzt, mit seinem pathetische Ruf nach menschlicher Wärme, nach Gerechtigkeit, nach Verständnis und Mitgefühl dem Nächsten gegenüber. Die Feinfühligkeit, mit der er die Beziehungen der Menschen untereinander herauspräpariert, mit ihren reziproken Einflüssen und lebensbestimmenden Begegnungen, mit den schuldhaften Verstrickungen der menschlichen Seele, rücken ihn für einige seiner Rezensenten in die Nähe Dostojewskis. Bereits in seinen mit 23 Jahren verfassten „Die Juden von Zirndorf“, dessen Schwächen uns durchaus bewusst sind, finden wir alle Grundthemen, die er in seinem umfangreichen Werk immer weiter entwickeln sollte. Angefangen mit dem Glauben an das Gute im Menschen, bis hin zur Auflehnung gegen das Philistertum und das verknöcherte Schul- und Justizwesen, gegen die Unterdrückung der wehrlosen Armen.

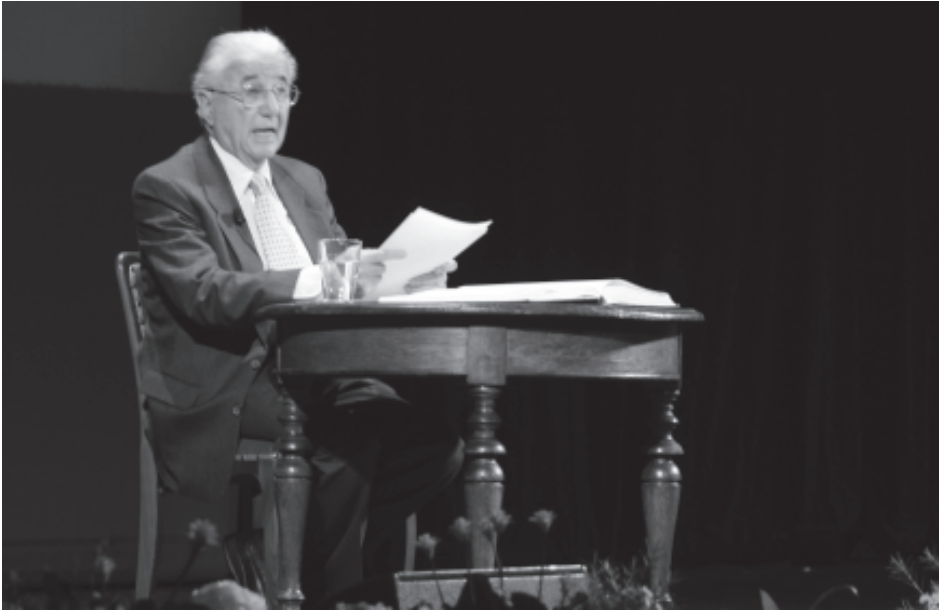
In allen weiteren Romanen und Novellen geht es geradezu obsessiv immer wieder um die gleichen Motive. So im zehn Jahre später erschienenen „Caspar Hauser (oder die Trägheit des Herzens)“, von dem er gesteht: (ich kürze) „Die Idee war, zu zeigen, wie Men-

schen aller Grade der Entwicklung des Gemüts und des Geistes... vollkommen hilflos dem Phänomen der Unschuld gegenüberstehen, wie sie nicht zu fassen vermögen, dass etwas dergleichen überhaupt auf Erden wandelt, wie sie ihm unreine... Absichten unterschieben, ... dies oder jenes Geschehnis an ihm darlegen wollen, aber nie es selbst gewahren, das einzige, einmalige, herrliche Bild der Gottheit, sondern das Holde, Zarte, Traumhafte seines Wesens besudeln, sich vorzüglich und schänderisch an ihm vergreifen und schließlich morden... Die ganze Welt ist an ihm zum Mörder geworden.“

Diese sittliche Empörung ist in dem im Kriegsjahr 1915 veröffentlichten Künstlerroman „Das Gänsemännchen“, nicht weniger zu spüren, wie im vier Jahre später erscheinenden „Christian Wahnschaffe“ – von vielen seiner Zeitgenossen als sein wichtigstes Buch gepriesen –, oder in seinen Novellen; im „Fall Maurizius“, um in dem im tragischen Spätherbst 1933 vollendeten „Joseph Kerkhovens Dritte Existenz“ zu gipfeln, dem er nicht mehr die Korrektur letzter Hand angedeihen lassen konnte. Was dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleibt.

*

Die Tatsache, dass sich Weber unter seinen Vorfahren befanden, verführt zum Vergleich eines Verwebens, hier jedoch nicht von Garnen aus Leinen, Seide oder Wolle, sondern von den unsichtbaren Fäden menschlicher Schicksale, die unser Autor in seinen Büchern mit psychologischer Meisterschaft vornahm, indem er, getrieben und gejagt von seinen Gespenstern, seine Figuren bis in die Abgründe ihrer Seelen durchleuchtete. Immer wieder begegnen uns die archetypischen Wassermann-Gestalten: Der reine Tor, der einer rauhen Welt hilflos gegenübersteht. Der um seine Anerkennung kämpfende Künstler. Der



sich gegen ein absurdes Gesellschaftssystem auflehrende Heranwachsende, der zu einer vergötterten Leitfigur aufsieht, zum „Meister“, womit der Vater-Sohn-Konflikt, die Abrechnung des Sohnes mit dem Vater, ins Emblematische gesteigert wird.

Diese Kohärenz der Themen verteidigt er auch in seinen Essays. So heißt es in seinem programmatischen Aufsatz „Die Kunst der Erzählung“: „Ein Künstler darf nicht wie ein Jäger sein, der, unbekümmert was ihm vor den Schuss kommen mag, durchs Gelände streift, sondern er muss wie ein Seemann sein, der den inneren Sinn, das innere Auge unablässig auf ein vielleicht nicht sichtbares, doch tief bewusstes Ziel richtet.“ Erläuternd heißt es dann weiter: „Die Frage ist nur, ob und in welchem Maße das Werk zu einem anderen Menschen spricht, wie viele Lebenskreise es durch seine Existenz berührt, wie viel andern Wesen es ebenfalls notwendig wird... Ich möchte behaupten, ein Stoff ist

um so größer und allgemeiner gültig, je mehr Mythos er in sich trägt, das heißt, je tiefer er mit dem Geheimnisvollen, Unbewußten, Religiösen, Phantasiegemäßen eines Volkes und damit der Menschheit wurzelt.

Der Dichter ist ja der Mund der Schweigenden. Je größer ein Dichter ist, je mehr Schweigende sprechen aus ihm.“ Darf ich wiederholen: „*Der Dichter ist ja der Mund der Schweigenden. Je größer ein Dichter ist, je mehr Schweigende sprechen aus ihm.*“

*

Ich möchte an dieser Stelle etwas näher auf einen Aspekt eingehen, der unseren Autor leidvoll beschäftigte: seine Stellung als jüdischer Deutscher. Wenn er im „Fall Maurizius“ dem Warschauer Waremme in den Mund legt: „Ich war das Kind jüdischer Eltern, die in der 2. Generation bürgerlicher Freiheit lebten. Meinem Vater war noch gar nicht zum Bewusstsein gekommen, dass der Zustand



scheinbarer Gleichberechtigung im Grunde nur Duldung war“, so spricht er von seinen ureigensten Erfahrungen, die er in seiner Biografie und Streitschrift, „Mein Weg als Deutscher und Jude“ deutlich darlegt.

Schon im Titel der 1921 bei S. Fischer erschienenen 126 Seiten umfassenden Schrift des knapp Fünfzigjährigen weist er durch das Binde- oder, besser, Trennwort „und“ auf die Problematik hin, die Wassermann zeit seines Lebens beschäftigt und gequält hat. Ich zitiere gekürzt: „Die Juden, die Deutschen, diese Trennung der Begriffe wollte mir nicht in den Sinn, es war die peinvollste Überlegung... Worin besteht das Trennende?... Wer will sich anmaßen, Blutart von Blutart zu scheiden?... Und die zwei Jahrtausend alte Existenz der Juden im Abendlande sollte nicht ihr Blut berührt haben, wenn es schon nur fremdes Blut sein soll; Luft, Erde, Wasser, Geschichte, Schicksal, Tat und Anteil nicht, wenn man selbst physische Vermischung ausschließt?“

Dieser leidenschaftliche Kampf um Anerkennung als *deutscher* Schriftsteller mag im heutigen Zeitalter der Globalisierung und der ethnischen Verschränkung für die nach 1945 Geborenen unter Ihnen, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, schwer verständlich sein – zu Ihrem, zu unser aller Glück! möchte ich sagen. Sie ist jedoch bezeichnend für die spannungsgeladene Atmosphäre der damaligen Zeit. Immerhin war Wassermann, wie Sie wissen, 1873 zur Welt gekommen, nur wenige Jahre nachdem die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden in Deutschland – auf dem Papier jedenfalls – endlich Wirklichkeit geworden war. So glaubte er sich dazu berechtigt, trotz aller Vorbehalte, trotz aller Zweifel, zu bekennen: „*Ich bin Deutscher, und ich bin Jude, das eine so sehr und so völlig, wie das andere, keines ist vom andern zu lösen.*“

Die Hoffnung, nicht etwa auf Markterfolg, den er ja uneingeschränkt genoss, sondern auf eine Anerkennung als ebenbürtiger deutscher Schriftsteller, auf die fruchtbare Durchdringung deutschen und jüdischen Wesens, auf eine geistige Gemeinsamkeit, wurde, wie uns besserwissenden Nachgeborenen bekannt ist, grausam enttäuscht. Das „deutsch-jüdische Gespräch“? Gershom Scholem, der Freund Walter Benjamins, sollte im Jahre 1963, also gute vierzig Jahre nach dem Erscheinen der Schrift Wassermanns und dreißig nach seinem Tod, diese als „eines der ergreifendsten Dokumente dieser Fiktion“ bezeichnen, „ein wahrer Schrei ins Leere, der sich als solchen wusste“. Was ihm erwidert habe, sei „teils Verlegenheit, teils Grinsen“ gewesen.

Ja: Warum werden Heinrich Heine oder, sagen wir, der Schwarzwälder Heimaterzähler Berthold Auerbach als weniger „deutsch“ empfunden als etwa Adalbert von Chamisso, dem zeitlebens der Akzent seiner französischen Muttersprache genau so anhaftete, wie Wassermann sein fränkischer Dialekt? Dabei wies doch Wassermann ständig auf die beiden Pole seines Schaffens hin: auf die in den „Juden aus Zirndorf“ zum Ausdruck gebrachten jüdischen nicht weniger wie auf die deutschen, die mit seinem „Caspar Hauser“, dem „Aufruhr um den Junker Ernst“ und dem „Gänsemännchen“ verdeutlicht werden. Und was bedeutet hier überhaupt „deutsch“, was „jüdisch“? Dass Wassermann dem orthodoxen Judentum ablehnend und dem Zionismus zurückhaltend gegenüber stand, spiegelt die Haltung der überwiegenden Mehrheit der liberal-vaterländisch gesinnten Juden Deutschlands vor 1933 wider, die 1914 mit patriotischer Begeisterung ins Feld gezogen waren und die – soweit sie es sich leisten konnten – gerne zu Richard Wagners Bayreuther Festspielen fuhren, ohne auf das un-



terirdische Grollen zu achten, welches unser Autor mit der Sensibilität des Künstlers verspürte. Aber zugegeben: diese Fragen wirken heute irrelevant, ja geradezu gespenstisch, denn das tief im deutschen Humanismus verwurzelte Judentum, dessen letzte Auswirkungen auch noch mich in dem im Großen und Ganzen eher toleranten Fürth erreichten, gehört unwiderruflich der Vergangenheit an.

Dass wir bei einer genaueren Analyse der wassermann'schen Texte auf Wendungen stoßen, die – selbst bei ihm! – auf antisemitische Stereotype zurückgreifen, zeigt, wie tief die verallgemeinernden Vorurteile bereits Jahrzehnte vor Ausbruch der Massenhysterie die Völker Europas vergiftet hatte. Als Beispiel dieser Antizipation jener später von Victor Klemperer als „Lingua Tertii Imperii“ bezeichneten Sprache, die bereits in einigen Gesprächen der „Juden von Zirndorf“ anklingt, möge der Satz dienen: „Mein Vater war kleiner Kaufmann, dem es auf keine Weise *wie den meisten seiner Glaubens- und Altersgenossen* gelingen wollte, Reichtümer zu erwerben.“ Den meisten? Auch hier also „der reiche Jude“! Jedem, dem die Geschichte Fürths, Bayerns, Deutschlands vertraut ist, weiß, dass es weitaus mehr von der Hand in den Mund lebende jüdische Kleinbürger gab – Handwerker, kapitalschwache, von der Inflation der Zwanziger- und der Wirtschaftskrise der Dreißigerjahre gebeutelte Kleinstunternehmer, untergeordnete Angestellte, Lehrer, Versicherungsagenten, Handelsreisende, Flickschneider und Putzmacherinnen –, als großbürgerliche Geheim- und Kommerzienräte, Bankiers, Kaufhaus- und Fabrikbesitzer. Wassermann selbst beschreibt ja diese bescheidenen Existenzen, aus dessen Milieu er stammt, in vielen seiner Werke.

Was hätte man also von einem Thomas Mann erwarten können, wo doch selbst Wassermann – bedingt durch üble Kindheits-

und Jugenderfahrungen – nicht ganz frei von Vorurteilen war? Wie hätte der Zauberer aus Lübeck Wassermanns Sehnsucht nach einer Anerkennung als deutscher Schriftsteller begreifen können? In einem Brief an den Kollegen verharmloste er 1921 dessen Verzweiflung, indem er das Ringen um das Verständnis seines Publikums als ein allgemeines (d.h., nicht spezifisch deutsch-jüdisches), dem Künstler gemäßes Schicksal bezeichnete. Ein Brief, der in die rhetorischen Frage mündete: „Ein nationales Leben, von dem man den Juden auszusperren sucht, in Hinsicht auf welchem man ihm Mißtrauen bezeigen könnte, gibt es denn das überhaupt?“ Und weiter (ich zitiere gekürzt): „Deutschland, kosmopolitisch wie es ist, alles aufnehmend, alles zu verarbeiten bestrebt... sollte es ein Boden sein, worin das Pflänzchen Antisemitismus je tief Wurzel fassen könnte?“ Wie man sieht: hier versagte das politische Gespür des Autors einer so vielschichtigen alttestamentarischen Legende wie „Joseph und seine Brüder“ gründlich. Der von ihm im Geleitwort zur 1934 erschienen Biografie von Marta Wassermann-Karlweis unternommene Versuch, seine Einschätzung hinsichtlich der Akzeptanz Wassermanns als deutscher Schriftsteller zu korrigieren, hinterläßt ein ungutes Gefühl: Wassermann habe sich erzählerisch „assimiliert“, wird da quasi beschwichtigend eingeräumt.

*

Doch bedeutsamer als eine derartige, heute vielleicht anachronisch wirkende Diskussion, wichtiger noch als Form und Stoff, scheint mir die reine Gesinnung zu sein, die Wassermanns Werk durchzittert. Unbestreitbar gehört er der Reihe jener deutschen Dichter und Denker an, die uns in dunkler Zeit den Glauben an das Gute im Menschen stärkten, den Glauben – um mit Schiller zu sprechen – an Liebe und Treue. Sein Etzel Andergast spricht



es aus: „*Der Mensch besitzt ein Unrecht, in seiner Brust ein mit ihm geborenes. Teil hat jeder einzelne an der Gerechtigkeit wie er teil hat an der Luft.*“

Es gereicht daher den heutigen Fürthern zur Ehre, dass sie ihres Sohns gedenken, der in seinem tiefsten Innern die Stadt seiner Geburt und Kindheit nie gänzlich verlassen hatte, auch wenn er sie, umdüstert durch das Leid der dort verbrachten Kindheit, als „eng, öde“, und „gartenlos“ bezeichnete. Und obwohl er sich nach vielen unsteten Wanderjahren in Einklang nicht mit der fränkischen, sondern mit der steirischen Gebirgslandschaft fühlte, in Alt-Aussee, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, bis dem schwer Zuckerkranken in der Neujahrsnacht 1934 durch eine Herzattacke die Feder aus der Hand gerissen wurde.

Zum Ausklang ein ganz kurzes Gedicht von Hilde Domin, einer der ersten mit dem Jakob-Wassermann-Preis Bedachten. Vielleicht sollten wir uns mit der Stimmung dieser, einem Haiku verwandten Verse dem Werk jenes großen Humanisten nähern, nach dem der Preis benannt ist, den ich heute, dankbar bewegt, in Empfang nehmen durfte.

*Nicht müde werden
sondern dem Wunder
leise
wie einem Vogel
die Hand hinhalten.* ■

Verfasst in Buenos Aires, gelesen im Fürther Stadttheater am 9. März 2008.



Verfasst in Buenos Aires, gelesen im Fürther Stadttheater am 9. März 2008.



Die Stadt Fürth verleiht seit 1996 den Jakob-Wassermann-Literaturpreis erst im drei-, jetzt zweijährigen Turnus an einen deutschsprachigen Autor / eine deutschsprachige Autorin, dessen / deren Werk dem literarischen Schaffen Wassermanns gerecht wird.

Der Preis ging bisher an:

Edgar Hilsenrath (1996)

Hilde Domin (1999)

Dagmar Nick (2002)

Sten Nadolny (2004)

Dr. Uwe Timm (2006)

Robert Schindel (2007,
Sonderpreis zum Stadtjubiläum)

Robert Schopflocher (2008)

Richtlinien für die Verleihung des Jakob-Wassermann Literaturpreises der Stadt Fürth

vom 22. Dezember 1993, zuletzt geändert am 13. Mai 1998, in der Fassung vom 27. Juni 2001, zuletzt geändert am 14. November 2001, zuletzt geändert am 26. Juli 2006

1. Die Stadt Fürth verleiht zur Erinnerung an den in Fürth geborenen großen Erzähler und Essayisten Jakob Wassermann den nach ihm benannten Jakob-Wassermann-Literaturpreis.
2. Mit dem Jakob-Wassermann-Literaturpreis wird eine Autorin/ ein Autor ausgezeichnet, der/die in deutscher Sprache publiziert. Ihr/ Sein Werk muss dem literarischen Schaffen Jakob Wassermanns gerecht werden und der Förderung von Humanität, Toleranz und Gerechtigkeit verpflichtet sein. Gewertet werden einzelne Arbeiten oder das Gesamtchaffen einer Autorin/ eines Autors.
3. Der Preis wird alle zwei Jahre verliehen; er ist mit 10 000 Euro dotiert. Eine Eigenbewerbung ist nicht möglich.
4. Der Jakob-Wassermann-Literaturpreis wird zuerkannt durch Beschluss des Stadtrates auf Vorschlag eines Kuratoriums, dem sieben beschließende und zwei beratende Mitglieder angehören:
 - 4.1. Beschließende Mitglieder
 - Ein Vertreter der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (Ota Filip)
 - Ein Literaturkritiker einer regionalen Tageszeitung (Inge Rauh, Nürnberger Nachrichten)
 - Ein Professor für Neuere Deutsche Literatur (Prof. Dr. Gunnar Och, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen)
 - Ein Vertreter des Bayerischen Rundfunks (Cornelia Zetzsche)
 - Ein Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt (Michael Walter)
 - Der Oberbürgermeister der Stadt Fürth als Vorsitzender (Dr. Thomas Jung)
 - Der für Kultur zuständige Referent als sein Stellvertreter (berufsmäßiger Stadtrat Dr. Karl Scharinger).
 - 4.2. Beratende Mitglieder:
 - Zwei ehrenamtliche Stadtratsmitglieder ohne Stimmrecht (Stadträtin Birgit Arnold und Stadtrat Rolf Werner).
 - 4.3. Jedes Mitglied des Kuratoriums kann persönliche Vorschläge in die Beratung einbringen. Zur Erstellung des Vorschlages an den Stadtrat genügt die einfache Mehrheit. Die Mitglieder des Kuratoriums sind ehrenamtlich tätig; die mit dieser Tätigkeit verbundenen Aufwendungen werden erstattet.
5. Wird der Preis nicht verliehen, werden die Mittel den Städtischen Bibliotheken zur Verfügung gestellt.
6. Der Jakob-Wassermann-Literaturpreis wird anlässlich des Geburtstages von Jakob Wassermann (10. März) verliehen.
7. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.



Herausgegeben von der Stadt Fürth, www.fuerth.de
Bürgermeister- und Presseamt (bmpa), 90744 Fürth;
Fotos: Rolf Beres (bmpa)
Bitte beachten Sie: Bei den Reden gilt das gesprochene Wort.



www.fuerth.de